

# Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 22.

Samstag, 25. November 1882.

1. Jahrg.

## „Das Auge des Gesetzes“.

(Schluß.)

„Zwischen Lipp' und Kelschrand schwebt der finstern Mächte Hand“, murmelte Sinzig, den großen breitschultrigen Schutzmann, der für ihn zur finstern Schicksalsmacht geworden war, verwundert betrachtend. „Was hat Ihnen das edle Raß gethan, mein Freund, daß Sie es so unbarmherzig verschütten? Warum gönnen Sie mir den Genuß des köstlichen Traubenblutes nicht?“

„Weil Sie sich den Tod daran getrunken hätten“, entgegnete der Schutzmann mit wahrhaft olympischer Ruhe. „Nehmen Sie die Flasche an sich, der Wein ist vergiftet. Im Namen des Gesetzes verhafte ich den Mörder.“

Unwillkürlich fühlte sich der Professor von einem kalten Schauer ergriffen und maschinenmäßig streckte er die Hand aus, um die Flasche in Sicherheit zu bringen.

„Vergiftet?“ wiederholte er. „Mein Freund Brenner hätte mich vergiften wollen?“

„Die Polizei hat die unwiderleglichsten Beweise dafür“, versetzte der Schutzmann. „Folgen Sie mir, mein Herr Doktor, Sie sind mein Gefangener.“

Da kam er aber übel an. Brenner war nach dem ersten Hornesausbruch ganz stumm geworden und hatte dem Gebahren des Eingedrungenen mit sprachloser Verwunderung zugehört. Als dieser aber Miene machte, wirklich Hand an ihn zu legen, gewann er Leben und Bewegung.

„Rühren Sie mich nicht an, wenn Ihnen ihr Leben lieb ist!“ schrie er, indem er ein Messer vom Tische nahm und sich in Verteidigungszustand setzte. „Sinzig, springen Sie mir doch bei, Sie sehen ja, daß wir es mit einem Wahnsinnigen zu thun haben.“

„I seht doch Einer den geriebenen Burschen“, höhnte der Schutzmann, „wahnsinnig soll ich sein, na warte, mein Söhnchen, Dir wollen wir beweisen, daß wir unsere fünf Sinne noch beieinander haben.“

Mit einer geschickten Bewegung fiel er dem Doktor in den Rücken, entriß ihm das Messer, schleuderte es fort und packte den kleinen nicht sehr kräftigen Mann mit seinen derben Fäusten so fest, daß dieser völlig wehrlos ohnmächtige Anstrengungen zu seiner Befreiung machte.

„Hülfe! Hülfe!“ rief er, „ich bin in die Hände eines Tollhänslers geraten; Sinzig, Professor, so stehen Sie mir doch bei.“

Aber der Professor rührte sich nicht. Er sah zwar keinen nur halbwegs stichhaltigen Grund, weshalb Doktor Brenner ihm hätte nach dem Leben trachten sollen, wenn aber die Polizei so bestimmte Kunde von einem Anschläge hatte, daß sie die Verhaftung des schuldigen verfügte und einen Beamten zur Ausführung der Maßregel absandte, so mußte die Sache doch ihre Wichtigkeit haben. Und jetzt fiel ihm auch ein, daß Brenner verlegen gewesen war, als er ihn nach seiner Frau gefragt hatte. War die von ihm unter einem Vorwande entfernt worden, um sie nicht zur Zeugin des Verbrechens zu machen? War es nicht ferner verdächtig, daß er ihm eine besondere Flasche Wein vorgesetzt und selbst aus einer anderen getrunken hatte?“

„Hülfe! Hülfe!“ wiederholte Brenner.

Die Thür öffnete sich; der Diener, die Köchin stürzten herein.

„Gut, daß Ihr kommt, Leute!“ schrie der Schutzmann, „helft mir, den da binden, er ist ein Mörder!“

„Der Kerl ist wahnsinnig, befreit mich von ihm.“

„Nein, nein, er hat den Professor vergiften wollen“, schluchzte Lisette, die auch herbeigelauften kam. „Die arme Frau Doktor, ich weiß es ganz genau.“

„Mach's Fenster auf, Lisette, rufe Leute herbei,“ gebot der Schutzmann.

Das Mädchen führte das Gebot unverzüglich aus.

Nach wenigen Augenblicken krachte es von Tritten auf der Treppe, durch die geöffnete Thür des Korridors strömten Leute herein und füllten das Zimmer. Auch die Frau des Doktors kam, gefolgt von ihren beiden kleinen Knaben, auf den Lärm herbeigeekelt.

„Was geht hier vor? Wer ist ermordet?“ fragte sie, während die Kinder ein Jammergeschrei erhoben.

Beim Anblick der vielen Arme, von denen er sicher Beistand erwartete, ließ der Schutzmann seinen Gefangenen aus den Fingern, wenn auch nicht aus den Augen und bemühte sich, den Leuten die Gemeingefährlichkeit des Doktors klar zu machen; stand der ihm aber an Körperkraft nach, so besaß er entschieden eine bessere Lunge; er überschrie ihn. Lisette wollte erklären, andere fragten, man nahm Partei für und wider, man behauptete und stritt, zuletzt wußte niemand mehr recht, um was es sich eigentlich handle.

Einer der herbeigekommenen Herren gewann endlich doch so viel Einsicht in den Wirrwarr, daß er den Schutzmann am Arme ergrieff und ihn be-

ragte, ob man ihn seitens der Behörde denn ganz allein mit der Verhaftung des Doktor Brenner be-  
traut habe.

„Die Behörde, die weiß noch von gar nichts,“ erwiderte Kewing, sich stolz umschauend, „der bringe ich den Vogel, ich ganz allein habe das saubere Nest entdeckt.“

„Wie, Sie besitzen keinen Verhaftsbefehl?“ fragte man erschreckt.

„Keinen Befehl, aber was mehr ist, einen Beweis,“ sagte der Schutzmann, sich auf die Brust schlagend. „Hätte das Auge des Gesetzes nicht über Sie gewacht, Herr Professor Einzig, so wären Sie jetzt eine Leiche. Zwei Bösewichter hatten sich zu Ihrem Untergang verschworen. Der eine steht hier, fügte er, auf den Doktor deutend, hinzu, den anderen werden wir finden. Hören Sie, was er schreibt.“

Er zog das halbverbrannte Papier hervor, hielt es, als fürchte er, es könnte ihm wieder entrispen werden, mit beiden Händen fest und las inmitten der entstandenen allgemeinen Stille mit Ton und Gebärde eines öffentlichen Ausrufers:

„Wenn Sie den Glenden durch ein Glas Wein aus der Welt schaffen wollen, so muß es Rotwein sein, Blausäure in Weißwein. — Hier ist das Blatt verbrannt,“ fügte er erklärend hinzu, „aber ich —“

Er kam nicht weiter, ein lautes, unbändiges Gelächter unterbrach ihn, ein Gelächter, das Opfer und Henker gleichzeitig aufschlugen, in das die Gattin des Doktors einstimmt und das auf alle Anwesenden ansteckend zu wirken schien.

„Man lacht!“ sagte der Schutzmann verblüfft zu der ihn ebenso verblüfft anstarrenden Lisette.

„Ja man lacht!“ rief der Professor, mit Mühe Atem schöpfend. „Wollen Sie den Bösewicht kennen lernen, der diesen Brief schrieb? Er steht vor Ihnen; wollen Sie mich nun nicht auch verhaften?“

„Sie —“ stammelte Kewing, dem allgemach das Bewußtsein aufdämmerte, eine kolossale Dummheit begangen zu haben.

„Meine Herrschaften,“ wandte sich der Professor zu den Anwesenden, „ich bin der Schreiber dieses Briefes und habe nach Ansicht dieses treuen Wächters der öffentlichen Sicherheit mein eigenes Todesurteil geschrieben. In Wahrheit gab ich meinem Freunde, dem Schriftsteller Doktor Brenner, nur Auskunft, in welcher Weinsorte sich ein Giftmord durch Blausäure am leichtesten ausführen lasse, der in seinem neuesten Roman an einem dem Tode Geweihten verübt werden sollte. Der verbrannte Teil des Briefes enthielt die Angabe, wie sich das Vorhandensein des Giftes in dem Wein auf chemischem Wege nachweisen lasse.“

Der Erklärung folgte ein abermaliges Gelächter, das sich wiederholte, als der Doktor, der sich schnell aus einem Angeklagten in einen Inquirenten verwandelte, aus der vor Scham fast vergehenden Lisette und dem tief zerknirschten Schutzmann den Hergang der Sache herausfragte. Laut lachend, schwazend und mit tausend Entschuldigungen entfernten sich die Zuschauer des ergötzlichen Auftritts. Die unglückseligen Verlobten baten kniefällig um Vergebung.

Da man, wenn man lacht, bekanntlich am ver-  
öhnlichsten gestimmt ist, wurde sie unter der von der

Hausfrau gestellten Bedingung erteilt, daß die gelegentlichen Morgenbesuche in der Putzammer ein für allemal eingestellt würden.

„Warum kamen Sie mir nur nicht gegen den Wütenden zu Hilfe?“ fragte Doktor Brenner den Professor, als er, mit diesem und seiner Frau den Vorfall beim Genuß des unterbrochenen Frühstückes weiter besprach.

„Weil ein Narr mehr macht,“ antwortete der Professor beschämt.

„Wie, Sie konnten nur einen Augenblick glauben?“

„Ich habe heute an mir selbst erfahren, daß keine Behauptung so dumm oder so schlecht ist, daß wird sie nur mit der nötigen Reife und von Amts wegen vorgetragen, sie Glauben findet,“ fiel Einzig ein.

„Ich hatte sogar schon Verdachtsgründe gefunden. Die besondere Flasche für mich und Ihre Unsichtbarkeit, gnädige Frau.“

„Ich wollte die Herren nicht stören und sagte meinem Manne, er möge mich unwohl melden,“ versetzte Frau Brenner munter, „also trage auch ich einen Teil der Schuld an der tragikomischen Geschichte.“

„Den größten trage ich selbst,“ fügte der Doktor hinzu. „Warum mußte ich den Brief des Professors als Fidißus gebrauchen?“

„Und ihn nicht ganz verbrennen,“ versetzte der Professor, „das kommt von der Halbheit.“

„Also keine Halbheiten mehr,“ schloß Brenner, „keine halbverbrannten Fidißusse, keine halbgeleerten Gläser, stoßen wir an und trinken wir ans auf ganze Freundschaft.“

Doktor Brenner stellte zwar keinen Strafantrag gegen Kewing, der Vorfall hatte aber viel zu viel Zungen gehabt und war überdies eine zu gute Anekdote, um seinen Vorgesetzten verschwiegen zu bleiben. Die Gefahr der Amtsentlassung schwebte über ihm, doch kam er mit einem derben Verweise und der Versetzung von der Kriminalpolizei zu einer anderen Abteilung davon, wo sein allzugroßer Eifer nicht viel Schaden einzurichten vermochte. Er heiratete Lisette, aber seine Autorität ihr gegenüber hatte bedenklich gelitten und bei seinen Kameraden behielt er für sein ganzes Leben den Spitznamen „Das Auge des Gesetzes.“

Jenny Hirsch (im Dtsch. Mtszbl.)

## Ein Mann der Ordnung.

Aus dem Dänischen des Paul Marcusen,  
übersetzt von J. D. Ziegler.

(Schluß.)

Der Justizrat war vollständig bestürzt. War das sein Sohn, der in einem solchen Ton zu sprechen wagte? Er vermochte es kaum zu glauben. „Was soll ich eigentlich von Dir denken?“ fragte er.

„Daß ich Rat und liebevolle Hilfe von Dir erwarte, da ich im Begriffe stehe, einen ernstesten Schritt zu thun, um der Beschützer eines geliebten Wesens und ein nützlicher Bürger im Staate zu werden.“

„Uf! wie sentimental. Ein Knabe von fünf- undzwanzig Jahren ist wenig dazu geeignet, andere zu beschützen, und was den nützlichen Staatsbürger anbelangt, so will ich Dir nicht verhehlen, daß der Weg, den ich für Dich gewählt habe, meiner Meinung nach der einzige ist, auf welchem ein Mensch fühlen kann, daß er dem Staate wirklich nützt.“

Der Justizrat machte eine entlassende Bewegung, die der junge Mann indes nicht zu bemerken schien.

„Es gibt Menschen genug,“ erwiderte er, „die sich zufrieden fühlen, wenn sie ihr Leben hinter staubigen Pulken und befleckten Protokollen zubringen, wo sie notieren und vidimieren oder verifizieren können. Ich selbst war auf bestem Wege, ein solcher Bureauensch zu werden, und glaubte Wunder was zu sein, doch ist mir noch zur rechten Zeit der Star gestochen worden. Mein Freund Friedrich With hat die großen Fabrikanlagen seines verstorbenen Oheims geerbt und mir den Vorschlag gemacht, sein Buchhalter und Rechtskonsulent zu werden. Er bietet mir sechstausend Kronen Gehalt und zwei Prozent vom Reingewinn. Ich bin willens, das Anerbieten anzunehmen, und bitte um Deine Einwilligung dazu.“

Der Justizrat fuhr in die Höhe. Seine Augen standen starr im Kopf, seine Finger zuckten krampfhaft, er schnappte förmlich nach Luft. „Du willst Deinen Vater verlassen und den Dienst Deines Königs, um ein Industrieritter zu werden? Und ich sollte mich im Bureau mit lauter fremden Menschen abplagen? Unter keiner Bedingung, daraus wird nichts!“

Er rannte wie besessen im Zimmer auf und nieder. Laura, die des Vaters Stimme gehört hatte, eilte aus ihrem Zimmer herbei und blieb erschrocken an der Thür stehen. So hatte sie weder den Vater noch den Bruder jemals gesehen.

„Es thut mir leid, Vater,“ sagte letzterer, „mich von Dir trennen zu müssen. Ich bin Dir immer ein gehorsamer Sohn gewesen, aber ich kann es nicht verantworten, daß meine Braut die schönste Zeit ihres Lebens verlieren und noch acht bis neun Jahre warten soll, bis wir heiraten können. Ich bin mündig und selbst Herr über meine Zukunft. Morgen überreiche ich Dir mein Abschiedsgesuch.“

Dem Justizrat drohte ein Schlaganfall. „Fort aus meinen Augen,“ rief er, „auf der Stelle fort von hier! Du bist mein Sohn nicht mehr! Komme nicht wieder über meine Schwelle oder ich könnte vergessen, daß ich königlicher Beamter und wirklicher Justizrat bin!“

„Am Gottes willen, lieber Vater!“ schluchzte Laura und fiel ihm um den Hals.

Der Justizrat umarmte sie krampfhaft. Der Sohn war sehr bleich geworden.

„Vater, ich gehe,“ sagte er, „und hoffe, daß Du mit der Zeit die Sache in einem anderen Lichte sehen wirst. Bis dahin werde ich Deiner in kindlicher Liebe gedenken.“ Er ging.

Eine Weile stand der Justizrat wie betäubt da, dann kam er wieder zu sich und entdeckte, daß er seine Tochter in den Armen hielt. Er stieß sie schnell beiseite und ordnete sorgfältig seine Quäder, Halsbinde und Manschetten.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte er.

Laura starrte ihn erstaunt an. Das war seine gewöhnliche Frage, wenn er vom Mittagsschlaf erwachte.

„Sechs,“ antwortete sie, ebenfalls wie gewöhnlich, obgleich sie keine Ahnung davon hatte.

„Bringe mir meinen Rock und Handschuhe,“ sagte er ganz in derselben Weise, wie er es täglich zu sagen pflegte, wenn er seinen Spaziergang machen wollte. Während er seinen anderen Rock anzog und mit einem roten, seidenen Taschentuch seinen blanken Cylinder glättete, fragte er: „Was ist eigentlich der junge Strom?“ Lauras Wangen röteten sich wieder lebhafter.

„Jurist mit dem besten Charakter!“ stammelte sie.

„Um! hat er schon eine Ausstellung?“

„Nein, noch nicht,“ seufzte Laura mit niedergeschlagenen Augen.

Der Justizrat bedeckte sein würdiges Haupt mit dem Cylinder, nahm seinen Spazierstock aus Lauras Hand entgegen und schritt, seine Handschuhe anziehend, dem Ausgange zu. In der Thür drehte er den Kopf halb seitwärts und sagte über die Achsel: „Du könntest dem jungen Manne mitteilen, daß er sich um eine Anstellung in meinem Bureau bewerben kann; ich würde sein Gesuch befürworten.“

„O Vater!“ und Laura war nahe daran, ihrem Vater zum zweiten Male um den Hals zu fallen, sie wurde aber durch den goldenen Knopf auf seinem Spazierstock, mit welchem er eine abwehrende Bewegung machte, daran verhindert. „Du kannst den jungen Strom auf den Abend zu uns bitten. Er spielt doch wohl Piquet? Na, jedenfalls wird ein junger Mann mit dem ernstesten Charakter es leicht lernen.“

Und die Thür schloß sich hinter dem Würdigen, der selbstzufrieden seinen täglichen Spaziergang in dem angenehmen Bewußtsein antrat, daß er trotz der Auffässigkeit seines Sohnes zu Hause seine gewohnte Partie und im Bureau die gewohnte, auf Familienrückichten begründete Unterthänigkeit finden werde.

### Gerhard Kohlfs über Aebessinien.

Eine ausführliche Beschreibung seiner letzten abessinischen Reise, welche er im Jahre 1880/81 veranstaltete, wird Gerhard Kohlfs noch in diesem Jahre erscheinen lassen. Ein ungefähres Bild seiner Reisebeobachtungen hat er bereits vor der Geographischen Gesellschaft in Jena entrollt; die nachfolgenden, dem „Ausland“ entnommenen Mitteilungen sind nach jenem Vortrag aufgezeichnet und von dem Forschungsreisenden selbst auf ihre Richtigkeit geprüft.

Allmählig gegen Norden und Nord-Westen, steil und schroff gegen Osten abfallend, bildet Aebessinien ein zwar kompaktes Hochland, aber keine zusammenhängende Hochebene, vielmehr ein äußerst zerrissenes Alpenland, viel wilder und verworrener, als die Alpen Europas. In den vulkanischen Kern ragt nur von Osten her keilförmig eine Sand- und Kalksteinformation herein. In dem ganzen Lande von der Größe Deutschlands ist kein einziger schiffbarer Strom, nur großartige Gießbäche.

Von hohem Interesse ist die Verteilung der Pflanzenwelt auf die verschiedenen Höhenstufen Abessinien's; in der Tiefe der wildeingegriffenen Thäler (in der „Kola“) finden sich alle tropischen Gewächse, vor allem die riesigen Sykomoren und Affenbrotbäume; in der Höhe von 1000—2500 Meter (in der „Defa-Woina“) die merkwürdigen Kandelaberbäume (eine baumartige Wolfsmilch) und bis vor wenigen Jahrzehnten reichlicher Weinbau; in der eigentlichen Hochgebirgsregion (der „Defa“ von 2500 Meter an) treten sodann uns anheimelnde Pflanzengestalten auf: Wacholder, Rosen, große Eriken und Rhododendron, zuletzt nur noch Moose und Flechten als die letzten Vertreter der alpinen Pflanzenwelt.

Aehnlichen Reichtum und Wechsel der Formen zeigt die abessinische Tierwelt. Sämtliche afrikanische Typen sind hier vorhanden: in der Kola die reißenden Tiere und die großen Dickhäuter; in der mittleren Region besonders Antilopen und Gazellen, sowie zahlreiche Affen, zumal eine Menge großer Paviane. Fast täglich wurden Herden des Silberpavians oder Hamadryas von 1—1,40 Meter Höhe auf den steilen Basaltfelsen gesehen, oft zu 100 bis 400 Stück beisammen, um bei der Annäherung von Bewaffneten in blitzähnlicher Flucht zu eilen. Die Vogelwelt ist vom Strauß bis zu den kleinen reizenden Honigsaugern vertreten, die niedern Tiere sind noch wenig erforscht: am meisten hat sich auch hier der Reisende vor den Termiten zu hüten, zumal vor denen, welche ein vagabundierendes Wanderleben führen.

Das höchste Interesse nehmen jedoch in dem merkwürdigen Alpenlande die Bewohner in Anspruch. Seit dem vierten Jahrhundert Christen, hatten sie bereits seit etwa 1000 vor Christi Geburt die mosaische Religion angenommen. Der kaukasische Typus, den viele Abessinier scharf ausgeprägt zeigen, ist bei andern deutlich durch die Merkmale der Negerrasse ersetzt. Ihre alte Sprache, das Geéz, ist noch in den religiösen Schriften erhalten; aus ihr haben sich die beiden heutigen Sprachen, das Amharische im Süden, das Tigrische im Norden entwickelt. Die noch jetzt der jüdischen Religion treugebliebenen „Falascha“ sind nicht als ein apartes Volk im ethnographischen Sinne aufzufassen, sondern mit den übrigen Abessiniern — im Lande schlechtweg „Christen“ genannt — gemeinsamen Stammes. In der Litteratur über Abessinien bestehen sehr widersprechende Meinungen über den Charakter der Bewohner: während die einen sie wegen ihrer hohen Befähigung erheben, lassen die andern an ihnen kein gutes Haar und stellen sie in sittlicher Beziehung noch unter die Mohammedaner. Ueber letztere hebt sie jedoch bedeutend die viel höhere Stellung der Frau, welcher Achtung gezollt, eine Stimme im Haushalt eingeräumt und der selbst Fähigkeit, ein Land zu beherrschen, gewährt wird. Freilich wird das Volk jetzt durch die langen Kriege ganz verwildert, Handel und Wandel liegen darnieder: nur Häute, Wachs und Butter werden ausgeführt und dagegen Baumwolle, Gläser und Silber eingetauscht. Außerordentlich erschwerend wirkt der Umstand auf den Handel, daß nur eine ganz bestimmte Münze, der Maria-Theresiathaler mit der

Jahreszahl 1780, anerkannt wird, das Kleingeld aber ganz fehlt. Will jemand für  $\frac{1}{2}$  Thaler Gerste kaufen, muß er daher für den Rest des Geldes andere Gegenstände als Äquivalent annehmen. Zwar gibt es noch die „Amole“, Salzstücke, von denen im Norden etwa 60 einen Maria-Theresiathaler aufwiegen, doch muß man sich für den Transport dieses Kleingeldes kräftiger Maultiere bedienen, welche als lebende Portemonnaies nur für zwei oder drei Thaler Amole pro Tag schleppen können. Was ferner die Abessinier in unserer Wertschätzung hebt, sind ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und des Kunsthandwerks. Ihre Gemälde stellen meist Kirchliches (Heiligen- und Märtyrerbilder) dar, da das Gefühl für landschaftliche Schönheit dem Abessinier fast ganz abgeht. Nur einmal auf dem großartigen Lamalmonpaß hatte K. einen deutlichen Beleg vorhandenen Naturgefühls. Die abessinischen Kirchen sind meist Rundbauten, mit zwei oder drei konzentrischen Abteilungen, die innerste allein für die Priester zugänglich. Statt der Glocken dienen fast immer große, in den Nesten der die Kirche umgebenden Olivenbäume angebrachte Phonolithen (dünne Steinplatten), welche mit einem Klöppel angeschlagen, weit vernehmbare melancholisch klingende Töne geben. Im Lande gefertigte, oft sehr kunstvolle Räuchergefäße mit Schellen behängt dienen dem Gottesdienst. Zur richtigen objektiven Beurteilung der von den europäischen Reisenden vielgeschmähten abessinischen Priester muß man erwägen, daß sehr angestrengende gymnastisch-religiöse Gebräuche durch ihre uralte Ausübung geheiligt, während eines großen Teiles der Nacht in Anspruch nehmen, wodurch ihre Indolenz am Tage sich leicht erklärt. Sehr häufig sind die Kirchen die Pflanzstätten von Kunst und Wissenschaft, wo Gemälde und seltene Handschriften aufbewahrt werden. Auch die schönen Filigranarbeiten, Ketten, Armbänder, schöngearbeitete Schilder, Hornbecher, sowie das kostbare Kleid der Vornehmen, die „Margef“, legen Zeugnis ab für die Kunstfertigkeit der Abessinier.

Auch über die uns fernstehenden so verworren erscheinenden politischen Verhältnisse Abessinien's seit Theodors Tod (1868) gab Rohlf's einen trefflichen Ueberblick, welcher sich etwa folgendermaßen zusammenfassen läßt: Von den drei Kronprätendenten Menelek von Schoa, Gobesieh von Lasta und Kassai von Tigre, erlangte der letztere durch seine Kühnheit und die mächtigen von den Engländern ihm überlassenen Kriegsmittel die Oberhand über seine Nebenbuhler und wurde als Negus Nogesti (König der Könige) von Aethiopien, von nun an Johannes genannt, in Aksum gekrönt. Das durch lange Bürgerkriege zerfleischt Land fand jedoch noch immer keine Ruhe, da zu den innern Fehden bald der Kampf gegen Egypten hinzukam, heraufbeschworen durch den maßlosen Ehrgeiz des Aethiopen Königs Ismail und des um die wissenschaftliche Erforschung Abessinien's sonst hochverdienten Schweizer's Werner Munzinger. Sowohl der Feldzug von 1875, als die vom Sohne Ismail's, dem Prinzen Hassan, selbst geführte zweite Expedition vom Jahre 1876 verlief für Egypten trotz vortrefflicher Ausrüstungen schrecklich; beidemal wurde die ägyptische Armee total vernichtet, Munzinger

selbst mit seiner von Sünden vordringenden Schar fast am gleichen Tage mit Hassans stattlicher Armee niedergemetzelt. Diese glücklichen Kämpfe nach außen wirkten im Innern wenigstens einigend: Johannes Gegner unterwarfen sich, nur in den nördlichen Grenzgebieten dauerten die Streitigkeiten noch fort. Um auch diese zu schlichten, wandte sich Johannes an die europäischen Mächte: ein Antwortschreiben des deutschen Kaisers dem Negus zu überreichen, war die Mission, welche Kohns im Herbst 1880 unternahm.

### Nettelbeck als Sklavenhändler.

Humanität ist uns Modernen ein ganz geläufiger Begriff, und daß Sklavenhandel gewissermaßen das Kapitalverbrechen gegen Humanität bedeutet, scheint uns selbstverständlich. Und doch, wie jung ist diese Humanität! Die alten Griechen, deren „reine Menschlichkeit“ uns sonst in vielen Beziehungen Vorbild ist und bleibt, waren überzeugte und hartnäckige Anhänger des Sklavenwesens. Selbst Aristoteles, der erlauchte und realistische Philosoph, hielt Sklaven für unentbehrlich! Aber wir brauchen nicht einmal ins Altertum zurückzugreifen. Ein Mann, der unserer deutsch-patriotischen Sympathie sicher, weil er unter den Helden, die Deutschlands Freiheit wiedergewinnen halfen, voranleuchtet, Nettelbeck, der heldenmütige Verteidiger Kolbergs, hat auch einst als Schiffskapitän Sklavenhandel getrieben, — wie er in der von ihm geschriebenen und von Hafes herausgegebenen Lebensbeschreibung selbst erzählt (3 Bände, Leipzig, 4. Auflage 1878). Unserer Verehrung für den verdienten Mann wird es ebensowenig Abbruch thun, wie es die Achtung der Mitbürger und Zeitgenossen verminderte. Er selbst versichert, daß seiner Zeit, also vor hundert Jahren, dieser Gelderwerb durchaus nicht anrüchrig oder ehrenrührig gewesen. Das ist ihm wohl zu glauben. Wer steht uns dafür, daß wir nicht dereinst bei unsern Nachkommen, deren Humanität vielleicht zu feinsten Empfindsamkeit ausgebildet sein wird, für abscheuliche Barbaren gelten, weil wir Dienstmoten halten, Jagd auf Hirsche, Rehe und Hasen machen, unter Umständen rohes Fleisch essen und dergleichen mehr? Auf dieser Gefühlsskala gibt's eben kaum eine letzte Stufe. Nettelbeck versichert ferner, man habe damals die „schwarze Ware“ keineswegs schlecht behandelt; es kommt ihm dabei nicht etwa auf eine Ehrenrettung an, sondern er fügt gelassen zu: hätte man die Sklaven schlecht behandelt, so würde man ihren Ankaufspreis verringert haben.

Wie es nun auf einem Sklavenschiffe damaliger Zeit zugeht, mag folgender Auszug aus den Mitteilungen der Nettelbeck-Biographie erläutern.

Die Männer wurden paarweise zusammengefasst: ihr Schlafraum unten im Schiff war von dem der Frauen durch ein starkes Gitterwerk geschieden. Bei dieser Wand stehen, so erzählt Nettelbeck, zwei Kanonen, deren Mündung gegen das Verhältnis der Männer gerichtet ist, in Wirklichkeit besteht die Ladung aus — Grüte, damit es, selbst im

Falle einer Extremität, doch nicht gleich das Leben gelte, „denn die Kerle haben ja Geld gekostet!“

Allen Negern ohne Ausnahme wird des Morgens, etwa um 10 Uhr, das Essen gereicht, indem je zehn einen hölzernen Eimer voll Gerstgrauen empfangen. Die Stelle, wohin jede solche Tischgesellschaft sich setzen muß, ist durch einen eingeschlagenen eisernen Nagel genau bezeichnet. Alles sitzt rings um das Gefäß mit Grüte, welche mit Salz, Pfeffer und etwas Palmöl durchgerührt ist, doch keiner langt um einen Augenblick früher zu, als bis dazu durch den lauten Schlag auf ein Brett das Zeichen gegeben worden. Bei jedem Schlage wird gerufen: „Schuckla!“ Den dritten Ruf erwidern sie alle durch eingellendes Hurrah, und nun holt der erste sich seine Hand voll aus dem Eimer, dem der zweite, dritte, und so fort in gemessener Ordnung folgen. Anfangs geht dabei alles still und freundlich zu; neigt sich aber der Vorrat im Gefäß zu Ende, so entsteht Hader; jeder sucht dem Nachbar die Kost aus den Händen und beinahe aus dem Munde zu reißen. Die Peitsche spielt den Friedensstifter!

Die wiederhergestellte Ruhe wird dazu angewendet, ihnen den ledigen Eimer mit Seewasser zu füllen, damit sie sich Mund, Brust und Hände abwaschen. Zum Abtrocknen gibt man ihnen ein Ende aufgetriebenes Tau (Schwabber genannt), worauf sie paarweise zu der Süßwassertonne ziehen, wo ein Matrose jedem ein Gefäß, etwa ein halb Quart enthaltend, reicht, um ihren Durst zu stillen.

Nach solcher gestalt geendigter Mahlzeit, und nachdem das Verdeck mit Seewasser angefeuchtet worden, läßt man das ganze Völkchen reihenweise und dicht nebeneinander sich niederkauern, und jeder bekommt einen holländischen Ziegelstein (Mopstein) in die Hand, womit sie das Verdeck nach dem Takte und von vorn nach hinten zu scheuern angewiesen werden. Sie müssen sich dabei alle zugleich wenden, und indem sie bald vor- und bald rückwärts arbeiten, wird ihnen unaufhörlich neues Seewasser über die Köpfe und auf das Verdeck gegossen. Diese etwas anstrengende Uebung währt gegen drei Stunden und hat bloß den Zweck, ihnen Bewegung zu verschaffen und sie desto gesunder zu erhalten.

Hiernächst müssen sie sich in dichte Haufen zusammenstellen, wo dem noch dichtere Wassergüsse auf sie herabströmen, um sie zu erfrischen und abzukühlen. Dies ist ihnen eine wahre Lust; sie jauchzen dabei vor Freude, und in der brennend schwülen Sommerrhitze, der sie, ohne alle Bedeckung, den ganzen Tag ausgesetzt sind, muß es ihnen auch wirklich für eine wahre Erquickung gelten. Noch wohlthätiger aber ist für sie die nun nächstfolgende Operation, indem einige Eimer, halb mit frischem Wasser angefüllt und mit etwas Zitronensaft, Branntwein und Palmöl durchgerührt, auf's Verdeck gesetzt werden, um sich damit den ganzen Leib zu waschen und einzureiben, weil sonst das scharfgesalzene Seewasser die Haut zu hart angreifen würde.

Für die männlichen Sklaven sind ein paar besonders lustige und pfißige Matrosen ausgewählt, welche die Bestimmung haben, für ihren munteren Aufenthalt zu sorgen und sie durch allerlei auf die

Bahn gebrachte Spiele zu unterhalten. Zu dem Ende werden auch Tabakblätter unter sie ausgeleitet, welche, nachdem sie in lauter kleine Fegen zerrissen worden, als Spielmarken dienen und ihre Gewinnsucht mächtig reizen. Zu gleichem Behuf erhalten dagegen die Weiber allerlei Arten Korallen, Nadeln, Zwirnfaden, Endchen Band und bunte Lappchen, und alles wird aufgeboten, um sie zu zerstreuen und keine schwermüthigen Gedanken in ihnen aufkommen zu lassen.

Spiel, Poffen und Gelärm währen fort bis um 3 Uhr nachmittags, wo wiederum Anstalten zu einer zweiten Mahlzeit gemacht werden; nur daß jetzt, statt der Gerstgrauen, große Saubohnen gekocht, zu einem dicken Brei gedrückt und mit Salz, Pfeffer und Palmöl gewürzt sind. Die Art der Abpeisung, des Waschens, Trocknens, Trinkens und Abräumens bleibt dabei die nämliche; nur wird mit allem noch mehr geizt, weil unmittelbar darauf die Trommel zum lustigen Tanze gerührt wird. Alles ist dann wie elektrifiziert, das Entzücken spricht aus jedem Blicke; der ganze Körper gerät in Bewegung und Verzücungen, Sprünge und Pofituren kommen zum Vorschein, daß man ein losgelassenes Tollhaus vor sich zu sehen glaubt. Die Weiber und Mädchen sind indes doch die Besessensten auf dies Vergnügen, und um die Lust noch zu mehren, springen selbst der Kapitän, die Steuerleute und die Matrosen mit dem Leidlichsten von ihnen zu Zeiten herum — sollte es auch nur der Eigennutz gebieten, damit die schwarze Ware desto frischer und munterer an ihrem Bestimmungsorte anlange.

Gegen 5 Uhr geht endlich der Ball aus, und wer sich dabei am meisten angestrengt hat, empfängt wohl noch einen Trunk Wasser zu einer Labung. Wenn dann die Sonne sich zum Untergange neigt, heißt es: „Macht Euch fertig zum Schlafen unter Deck!“ Dann sondert sich alles nach Geschlecht und Alter in die ihnen unter dem Verdeck angewiesenen, aber gänzlich getrennten Räume. Voran gehen zwei Matrosen und hinterdrein ein Steuermann, um Acht zu haben, daß die nötige Ordnung genau beobachtet werde; denn der Raum ist dermaßen enge zugemessen, daß sie schier wie die Häringe zusammengeschichtet liegen. Die Hitze in demselben würde auch bald zum Ersticken steigen, wenn nicht die Luken mit Gitterwerk versehen wären, um frische Luft zur Abkühlung zuzulassen.

Bei ihrer Ankunft an Bord empfangen Weiber und Mädchen einen baumwollenen Schurz um den Leib, der bis an die Knie reicht, und die Männer einen leinwandenen Gurt, der eine Elle in der Länge und acht Zoll in der Breite hält, und den sie, nachdem er zwischen den Beinen durchgezogen worden, hinten und vorn an einer Schnur um den Leib befestigen.

Wenn sie nun gleich auf diese Weise im eigentlichsten Verstand nichts mit sich auf das Schiff bringen, so vergehen doch kaum einige Wochen oder Monate, und sie haben allesamt, besonders die weiblichen Personen, ein Paket von nicht geringem Umfange als Eigentum erworben, welches sie überall unterm Arme mit umherschleppen. Wie man sich

indes leicht denken kann, besteht dieser ganze Reichtum in nichts als allerlei Lappalien, die sie zufällig auf dem Verden gefunden und aufgehoben haben, abgebrochenen Pfeifenstengeln, beschriebenen und bedruckten Papierschnitzeln, bunten Zeugflecken, Stückchen Besenreis und dergleichen Schmirrpfeifereien. Hierzu erbitten sie sich nun von den Schiffskleuten den Zipfel eines Hemdes oder sonst eines abgetragenen Kleidungsstückes, um ihren Schatz da hineinzubündeln.

(Didaskalia.)

## Die Zähne bei den Wilden.

Zu allen Zeiten und in allen Zonen haben die Menschen der verschiedensten Völker und Rassen gesucht, durch Entstellung und Verstümmelung verschiedener Teile ihres Körpers eine ihrem Geschmacke zusagende Verbesserung und Verschönerung herbeizuführen. Kopf- und Barthaare werden auf die mannigfaltigste Weise geschnitten, rasirt und arrangiert, Ohrlappen und Lippen werden durchlöchert und erweitert, Innenwand und Flügel der Nase werden durchbohrt, die Augenbrauen und Haare am Körper ausgerupft, Taille und Füße eingezwängt und verkrüppelt, und Tätowierungen und Beschneidungen der verschiedensten Art ausgeführt. Ja selbst an den so unentbehrlichen Zähnen, welche der Kulturmensch sich nötigenfalls künstlich zu ersetzen sucht, nehmen manche Naturvölker Verstümmelungen vor, indem sie sie bald spitz oder kurz feilen, bald künstlich färben oder gar ganz ausschlagen. Es dürfte wenig bekannt sein, daß diesem sonderbaren Brauch zahlreiche Völkerstämme in fast allen Erdteilen huldigen. Folgende Auslese aus den darauf bezüglichen Mitteilungen Francis Birghams im „Globus“ wird daher von einigem Interesse sein.

Die wahre Heimat der wunderlichen Sitte scheint der schwarze Erdteil zu sein, wo sie sich bei zahlreichen Negervölkern, den Sudannegern von der Ost- bis zur Westküste, vom Schari und obern Nil im Norden bis herab zum Zambesi im Süden findet. Allgemein sind zwei verschiedene Arten der Verstümmelung verbreitet, das Ausschlagen einiger Schneidezähne und das Spitzfeilen derselben, aber man findet auch beide Arten gleichmäßig bei demselben Stamme.

Bei dem großen Volke der Makua oder Mokoia, welche zwischen dem Rowuma im Norden und dem Zambesi im Süden wohnen, werden die Vorderzähne gewöhnlich spitz gefeilt. Bei den Mangangschas am Schire und Schirwa-See haben die Weiber spitz gefeilte Zähne, so daß ihr großer Mund beim Lachen dem Rachen eines Krokodils oder einer Krage gleicht, und auch bei den Matumboka am Njassa-See werden die hübschen Zähne der jungen Mädchen zugespitzt. Bei den Batofa oder Bakoba am Zambesi in der Nähe der Victoria-Fälle werden dagegen beim Eintritt der Mannbarkeit die obern Vorderzähne ausgebrochen, und wer seine vollständigen Zähne besitzt, wird allgemein für häßlich gehalten. Der Bassuto-Häuptling Sebituane, welcher sie unterjochte, konnte sie selbst durch Androhung schwerer Strafen nie

dahin bringen, die Sitte aufzugeben. Bei den südlicheren Stämmen der Betschuanen, Bassutos und Kaffern kommt die Sitte nicht vor, und besonders die Zulu-Kaffern zeichnen sich durch ihre blendend weißen Zähne aus.

Weiter nach Norden wird der Brauch des Spitzfeilens seltener. Zwar raspeln bei den Wadu manche die beiden innern Seiten der obern beiden Schneidezähne derart aus, daß ein offenes Dreieck entsteht, aber sonst kommt die Sitte in diesen Gegenden nicht vor.

Ueber die Verbreitung der Zahnverstümmelung unter den Völkern im obern Nilgebiet, in den Flachländern der Bahr-el-Ghazal-Zuflüsse, berichtet Schweinfurth Ausführliches. Am beliebtesten ist daselbst das Ausbrechen der untern Schneidezähne, was bei den Schilluk frühzeitig und ausnahmslos stattfindet, wie auch bei den Dinka, und zwar bei beiden Geschlechtern. Ekelhaft erscheinen bei diesen Stämmen alte Leute auch dadurch, daß ihre stehen gebliebenen oberen Schneidezähne durch den mangelnden Widerstand von unten zum Munde herausragen und sich gespreizt ausnehmen, wie die Finger einer ausgestreckten Hand; solche Leute nennen die Nubier „Abu-Serân“, d. h. Vater Kaffzahn.

Bei den Dandas berichtet Marche, die Prozedur des Anspitzens der Schneidezähne an drei jungen Männern vollzogen gesehen zu haben, und zwar gibt er an, daß die stumpfen Ranten der Zähne nicht abgefeilt, sondern ungefähr, wie man Zucker klopft, mit einem Messer abgeschlagen wurden. Von den Luchaze berichtet Serpa Pinto, daß sowohl Männer als Frauen sich drei Vorderzähne dreieckig zu schneiden pflegen, so daß bei geschlossenen Zähnen rautenförmige Oeffnungen entstehen.

Daß die Sitte der Zahnverstümmelung nicht allein auf beiden Seiten des Kontinent, sondern auch quer durch denselben verbreitet ist, wird uns durch Stanleys Bericht seiner Kongofahrt bestätigt. Schon am obern Kongo-Uualaba in Ubwire (20 südl. Br.) traf er den mächtigen Stamm der Wabwire oder Wasongora Meno, des „Volkes mit den gefeilten Zähnen“. Bei den Wane-Mpungu, welche zwischen dem fünften und sechsten der Stanley-Fälle, unter dem Aequator, wohnen, war bei jedem Mann die obere Zahnreihe spitz gefeilt, und in Urangi, an dem großen Bogen des Kongo (20 nördl. Br.) trugen die Eingeborenen Halsbänder von Menschenzähnen, und ihre eigenen Zähne waren gefeilt. Weit im Süden des Kongo, in den Lunda-Staaten, dem Reiche des Muata-Janvo, taucht nochmals eine Spur dieser Sitte auf; bei den Weibern der Kalunda, welche sich speziell in der Hauptstadt Mussumba und ihrer Umgegend Molua nennen, werden die beiden oberen Schneidezähne rundgefeilt und die beiden unteren ausgesprochen. Unter den Weibern in Bornu herrscht die Sitte, die Zähne künstlich zu färben, die wir in Ostasien und dem malaiischen Archipel allgemein verbreitet wiederfinden werden. In Bornu werden die Zähne künstlich rot gebeizt, während die Weiber von Bagirmi ihre weißen Zähne bewahren.

Was die Gründe und Ursachen für diese allgemeine Zahnverstümmelung unter den Afrikanern be-

trifft, so sind dieselben fast ebenso mannigfaltig, als die verschiedenen Arten und Weisen derselben. Waitz hält die künstliche Gestalt, welche die Neger ihren Zähnen geben, für nationale Zeichen der verschiedenen Stämme. Dies mag in den meisten Fällen, wenn auch nicht in allen, richtig sein. Von dem Spitzfeilen der Schneidezähne glaubt Schweinfurth, daß es den Zweck hat, in Einzelkämpfen und beim Ringen wirksam in die Arme des Gegners einbeißen zu können, und somit die Wehrhaftigkeit zu erhöhen, während er das Ausbrechen der oberen Schneidezähne für eine Nachahmung der vergötterten Wiederkauer hält. In vielen Fällen wird die Sitte auf den rohen Geschmack und das falsche Schönheitsgefühl des Volkes zurückzuführen sein, in andern auf den Wunsch, dem Gesichte ein möglichst wildes und gefährliches Aussehen zu geben; auch dürfte bei manchen Stämmen die Operation als Ceremonie der Mannesweihe gelten. Dagegen ist es keineswegs bewiesen, daß spitz gefeilte Zähne als Beweis für den Kannibalismus ihrer Besitzer gelten können.

Unter den australischen Eingeborenen ist ausschließlich das Ausschlagen der Zähne gebräuchlich. Dieser weit verbreitete, wenn auch nicht allgemeine Brauch scheint seit Jahrhunderten unter den Ureinwohnern des fünften Erdteils zu bestehen. Schouder der britische Seefahrer William Dampier, welcher am 4. Januar 1688 an der Westküste von Neu-Holland in 16° 50' südl. Br. landete, berichtet über die dortigen Eingeborenen: „Ich weiß zwar nicht, ob sie ihnen die vordersten beiden Zähne an den oberen Kinnbacken mit Fleiß ausreißen, gewiß aber ist, daß sie allen, Mann- und Weibspersonen, Alt und Jungen fehlen.“ Diese alte Sitte hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich bei den meisten Stämmen nur die Knaben im 7. bis 8., bei andern im 11. oder 12. Jahre dieser Operation unter vielen Feierlichkeiten sich unterziehen müssen. Bei dem Guolburn-Stamm (nördlich von Melbourne) wird der Knabe von drei Stammgenossen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt, und sich die zwei obern Schneidezähne ausschlägt, welche er seiner Mutter bringt. Diese sucht einen jungen Gummibaum und versteckt die beiden Zähne in die obersten Aeste. Stirbt der Sohn, so schält man die Rinde unten am Baum und tötet ihn durch Feuer, sodaß er als Denkmal des Toten stehen bleibt. Am Macquarie findet das Ausschlagen des rechten Schneidezahnes bei allen jungen Männern statt und bei den meisten östlichen Küstenstämmen wird ein Vorderzahn ausgeschlagen. Die ganze Nacht vor der Operation müssen die Jünglinge mit gekreuzten Händen knien; sprechen dürfen sie während des ganzen Festes nicht. Der Stamm der Camaragal hat hier allein das Recht, die Ceremonien vorzunehmen, wofür er von den andern Stämmen als Auerkennungszeichen einen Zahn der jungen Leute fordert; ebenso fehlt auch jedem Camaragal selbst ein Vorderzahn. Der Zahn wird, unter andern Feierlichkeiten, mit einem heiligen Stein oder Knochen ausgeschlagen, und zwar der obere rechte Schneidezahn. Am Kap York geschieht die Operation verborgen im Walde, durch einen Mann, welcher ein

Federkleid trägt; während eines ganzen Monats dürfen die Jünglinge bei Todesstrafe von keinem Weibe erblickt werden.

Die Bedeutung der Sitte ist noch nicht völlig aufgeklärt, doch scheint sie eine symbolische zu sein. Bei den meisten Stämmen, wo nur die Knaben sich der Operation unterwerfen müssen, bildet sie jedenfalls, in Verbindung mit andern Ceremonien, eine Art Mannesweihe, wobei durch Standhaftigkeit eine Mutprobe abgelegt werden soll. Dieser Grund fällt jedoch bei denjenigen Stämmen fort, wo auch die Mädchen sich der Verstümmelung unterwerfen müssen, wie z. B. am Cooper- und Gairdner-See, dem sogenannten Seengebiet in Süd-Australien, worüber Dr. Emil Jung berichtet: Nach vollendetem achten Jahre findet das Ausschlagen der beiden obern Schneidezähne statt, das sogenannte „Tschirrintschirrie“. Dies wird an allen Kindern, Knaben wie Mädchen, vorgenommen. Die Operation vollzieht sich in folgender Weise: Zwei etwa 30 Cm. lange Stäbe von Cuhamurra-Holz werden an den Enden zu Keilen geschärft und zu beiden Seiten eines der bestimmten Zähne eingetrieben. Auf den Zahn selbst legt man nun ein Stück Wallaby-Fell in mehreren Falten und setzt darauf ein starkes, gegen 60 Cm. langes Stück Holz. Ein oder zwei Schläge darauf mit einem schweren Stein genügen, den Zahn zu lösen, daß er mit der Hand herausgezogen werden kann. Der zweite Zahn wird auf dieselbe Weise entfernt, worauf feuchter Thon zur Stillung der Blutung auf die Wunde gedrückt wird. Trotz der Jugend der Kinder verraten sie den Schmerz auf keine Weise. Drei Tage nach der Operation muß das Kind sich hüten, den Rücken von irgend jemand zu sehen, sonst wächst der Mund zu und es muß Hungers sterben; dagegen darf es Freunden ins Gesicht schauen; die ausgezogenen Zähne werden in ein Bündel Eumasedern gehüllt und ein Jahr oder länger sorgfältig aufbewahrt, damit die Adler sie nicht finden und dann dem Kinde nicht neue größere Zähne wachsen, die sich in die Höhe krümmen und unter großen Schmerzen den Tod verursachen. Ueber den Zweck dieser Sitte haben die Eingeborenen anscheinend keine Kenntnisse, aber über den Ursprung erzählen sie, daß der gute Geist Maramura nach Erschaffung des ersten Kindes diesem die betreffenden Zähne ausgeschlagen habe — warum, wird nicht gesagt — die Veränderung habe ihm gefallen, und daher sei der Befehl gegeben worden, man solle mit jedem Kinde künftig so verfahren. Bei den Makquarie-Stämmen herrscht dagegen der Glaube an einen bösen Geist in Pferdegestalt, welcher die Eingeborenen war dann nicht verschlingt, wenn sie ihm zeigen, daß ihnen ein Zahn ausgeschlagen ist.

### Das kindliche Greisenalter.

Ein Greis, der in achtzig Jahren  
Des Lebens volle Nichtigkeit,  
Wenig Gutes hat erfahren,  
Wünscht sich das End' der Lebenszeit.

Verunken in Gedanken ganz,  
Auf den Tod sich zu bereiten,

Da trat zu ihm in seinem Glanz,  
Der Schöpfer aller Herrlichkeiten.

Du sollst, sprach er, nach meinem Rat  
Noch weilen froh hier auf Erden,  
Dieweil ich würdig Dich erfand,  
Soll erfüllt ein Wunsch Dir werden.

Zum Lohne, daß Du gut gehandelt  
Und nicht gestrauchelt auf der Bahn,  
In Ehrfurcht vor mir her gewandelt  
Drum sehe gnädig ich Dich an.

Willst Du dem Herrscher ähnlich sein?  
Wünsch'st Weisheit Du oder Ehre?  
Macht und Reichthum? sie seien Dein!  
Wähle nur und dann begehre!

Doch übereilen sollst Du's nicht,  
Was Du wünschest, wirst erreichen,  
So wie Dein Mund das Wort ausspricht,  
Dir geschickt und Deinesgleichen. —

Da sprach der Alte mit Bedacht,  
Nicht Macht und Reichthum bringt mir Glück,  
Was glücklich einst mich hat gemacht,  
Das wünsch ich heute mir zurück.

Nicht Größe und auch nicht Ehren,  
Nicht meines Strebens Ziel sie sind,  
Willst Du mir die Bitt' gewähren,  
So laß mich werden wie ein Kind.

Dem die kindlich reine Seele,  
Sie bleibt vom Lebensschmutz verschont,  
Was vor allem ich mir wähle,  
Nur in des Kindes Herze wohnt. —

Du hast weise und mit Verstand  
Dir das Schönste auserkoren,  
Nicht der Erde nichtigen Tand,  
Sei von neuem denn geboren!

Schön sollst Du Dein Leben schließen,  
Glücklich sei Du, wie einst als Kind,  
Alle sollen so genießen,  
Die nur entfernt Dir ähnlich sind.

Also ward's dem Greis beschieden,  
Der erkannt des Himmels Güte,  
Daß er leb' nach Kindes Weise  
Gottes Engel ihn behüte.

### Rätsel.

Die erste ist der zweiten Mutter,  
Die zweite ist der ersten Vater;  
Das Ganze ist vom ersten und vom zweiten.

Auflösung des Rätsels in Nr. 21 des Erzählers:  
Vielleicht

Richtig angegeben von J. Bürger in Düsseldorf,  
C. S. und H. L. in Bentrath und L. in Neusrath.